

Nr. 100. Bromberg, den 3. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(11. Fortsetzung.)

„Die kluge Hanse! — Wir nannten dich immer so. — Es ist gut, daß ich hierher gekommen bin. Alles, was Anfang hatte im Leben, soll auch seinen Schluß haben. Nicht ein Ende, versteh' mich recht. Der Schluß unserer Jugendzeit ist nur der Anfang einer echten Freundschaft. Oder denkst du anders?"

„Nein, ich denke wie du. Und wünsche dir von Herzen einen neuen Anfang und einen besseren Schluß dazu."

Thomas Raben sah über das Feld, wo Ilse in ihrem rosenroten Kleidchen wie eine große Mohnblüte zwischen den Geschwistern und ihrem ungelenken Mentor stand. „Ja, ein neuer Anfang — — Und wenn der schon seinen Schluß gefunden hat, ehe er noch recht begonnen?"

„Thomas? Ach Thomas!" — Er sah ein Erschrecken in ihren Augen.

„Bin ich nicht gut genug für deinen Liebling? — Sei unbesorgt, zu einer verliebten Torheit bin ich denn doch nicht mehr jung genug. Wenn man weiß, da ist schon ein anderer, dann macht man ganz still die Tür zum Festsaal zu, durch die man eben nur ein bißchen hineingespäht hat."

„Ich wüßte keinen, dem ich unser Kind lieber gäbe, als dir."

„Das ist freundlich gesagt, aber es kann mir nicht viel helfen. Auch wenn der Danska nicht wäre, der außer seiner Jugend auch noch seine Munterkeit und den Baron in die Wagschale werfen kann, wäre ich wohl nicht der Mann, diese Libelle zu fangen. Laß dir, bitte, nie etwas merken, auch nicht gegen deinen Mann. Da kommen sie; Hanse, lach' doch. Du kannst doch sonst lachen, wenn deine Kinder kommen."

„Du, Onkel Thomas", schrien die Kinder, „lauf' du eins mit dem Drachen. Ilse sagt, du hast die längsten Beine. Und Ilse will ihn aufwerfen. Mach', Onkel Thomas."

Ilse drückte ihm bereits den Bindfaden in die Hand und stellte sich mit dem roten Luftkobold bereit. Was blieb ihm übrig, als querfeldein zu galoppieren, bis jauchzendes Kindergeschrei kündete, daß der Drachen stieg. Nun ließ er, immer tapfer weiterlaufend, mehr und mehr von dem Bott ablaufen und dachte dabei: Sie läßt mich schon an ihrem Seil laufen, als müßte das so sein. Aber wenn es der Baron wäre, liefe sie am Ende neben ihm. —

Gegen Abend gingen Mutter und Tochter noch zusammen die Lindenallee auf und ab und horchten nach dem Rollen aus, das den nahenden Doktorwagen kündete. Da fragte Ilse: „Sag' mal, Hansemutter, du kennst doch Thomas Raben von Kind auf. Er sieht doch immer noch sehr gut aus — ja wirklich, für seine Jahre sehr gut. (Armer Thomas, dachte Hanse.) War er dir nicht gefährlich damals?"

Und kurz entschlossen sagte Hanse: „Wir waren ein halbes Jahr lang verlobt."

„Ach!"

„Die Rabens waren von den ganz großen Hamburgern. Wir reichten trotz unseres Vermögens nicht entfernt an sie heran. Da verkrachte das Haus. Sie hatten zu großen Kredit im Ausland gegeben; das riß sie mit. Schiffsverluste, schlechte Ernten — sie waren in der Hauptsache Kornhändler —, man sagte auch, der alte Rabe sei kein vorsichtiger Kaufmann gewesen, es kam eins zum andern. Ein furchtbares Aufsehen gab es in der Stadt, als das bekannt wurde. Ein Bankerott — die Schande war schlimmer, als jeder Verlust. Der Vater hat die Sache nicht lange überlebt, kaum zwei Jahre. Unsere Verlobung löste sich von selber; Thomas ließ sich nicht mehr sehen und antwortete auf keinen Brief. Da sie noch nicht bekanntgemacht war — er sollte erst ausstudieren —, brauchten sich die Menschen wenigstens darüber nicht aufzuregen. Er ging fort aus Hamburg und kam erst zurück, als er alle juristischen Examina hinter sich hatte. Da war ich schon zwei Jahre hier in Schmalebeck." — Sie zögerte eine Weile, ehe sie wieder anfing. „Es ist wohl besser so gewesen. Damals schon hatte ich das Gefühl, daß wir nicht zusammenstimmten wie zwei Menschen, die das ganze Leben miteinander gehen wollen, es müssen. Ich war der antreibende, der tragende, der handelnde Teil. Er ließ sich treiben und vom Leben verwöhnen. Liebenswürdig, leichtlebig, leicht aufbrausend —"

„Aufbrausend? Thomas Raben?"

„Ihn hat das Leben erzogen. Und doch, wer ihn so kennt wie ich, der sieht noch bisweilen den roten Funken in seinen Augen, wenn er innerlich erregt ist. Aber er hat sich in der Hand. Ein ganzer Mann ist er geworden. Einer, der jetzt das volle Recht hat auf ein volles Glück."

„Ich finde ihn ja sehr nett; aber ich hielt ihn doch für solchen Hamburger Pedanten. Immer so ein bißchen über den Menschen stehend. Immer so mit Staatsanwaltsaugen die Menschen betrachtend. Na, er wird nichts nach meiner Meinung fragen. Solche Eintagsfliege wie unsereins ist nichts für diese Herren."

Als sie aber auf ihrem Zimmer beim Zubettgehen noch einmal an Hanses Worte dachte, kam ihr doch ein ganz leichtfertiges Gelüste, den eleganten Hamburger mit dem geraden, unbewegten Profil einmal ordentlich in Zorn und Hitze zu sehen. Man steigt in der eigenen Achtung, wenn so ehrenwerte Leute sich ein bißchen vermenschlichen. Daß Hanse diese Jugendliebe so ganz ausgeschaltet hatte! Der Vater war doch immerhin kein junger Mann mehr; die Praxis nahm ihn sehr in Anspruch. Was hatte eine junge Frau von ihm? Sie hörte den Wagen kommen, endlich. Ging auf den oberen Flur, der ein Fenster nach der Straße hatte, und sah hinaus. Der Kutscher fuhr eben mit dem Fuhrwerk um die Ecke in den Stall; der Vater rief ihm noch ein Wort nach. Dann wandte er sich Hanse zu, die aus der Tür getreten war, legte den Arm um sie, und so gingen sie in das Haus. Ahnungslos, daß die große Tochter oben an der Treppe stand, sagte er drinnen: „Ein endloser Tag war das heute. Wie hast du es denn so lange ohne mich ertragen, Schatzliebste?"

„Das will ich dir lieber nicht sagen. Es ist gegen mein Prinzip, einen Mann eitel zu machen. — Ach, mein Mann, mein lieber Mann, hast du es denn nicht gefühlt, daß ich immer neben dir auf dem Wagen saß die ganzen langen Stunden? Du mußt mich immer mitnehmen; man soll keine Stunde mehr als nötig getrennt sein."

Leise glitt Ilse in ihr Zimmer zurück. Mehr als die Worte hatte deren Klang gesprochen.

Elf Jahre waren die Eltern verheiratet; fünfzig wurde der Vater im nächsten Jahr — sprachen sie nicht zusammen wie Menschen, die ein ganzes Glück zu hüten hatten?

Wenn sie selber einmal — —

Sie versuchte, sich Olaf Hammersmid vorzustellen als reifen Mann — das wollte durchaus nicht gelingen. Den konnte man sich nicht anders denken wie so als halben Jungen, übermütig, leichtherzig, ritterlich, amüsant. Ja, aber wenn man doch das ganze Leben miteinander gehen wollte — —

Wollte sie es denn? — Ganz ernsthaft? — Mit ihm gehen in guten und bösen Tagen und sprechen: dein Volk ist mein Volk, dein Gott ist mein Gott, wo du bleibst, da bleibe ich auch? —

Immer dachte man doch nur an das Verloben. Oder andere nicht? Aber Ilse glaubte, daß sie es täten; sie hatte, wo sie eine junge Liebe gesehen, immer so empfunden — ja, und an die Ehe dacht man so wenig. Die Mütter sagten: Das findet sich alles schon, wenn ihr erst verheiratet seid, und sorgten für Leinen und Kleider und Möbel — ob die zwei sich nachher wirklich ineinander fanden, darum sorgten sie wenig.

Mit einem Mal hatte das Leben, das immer so hell und heiter gewesen, einen ganz dunklen Schatten. Pfui, jag' ihn fort. Will er nicht weichen? Du wirst doch Herr werden über einen Schatten? Ach, Schatten sind viel schwerer zu fassen als wirkliche Dinge. Ilse schlief ein und vergaß im gesunden Jugendschlaf Schatten und Zukunftssorgen, wußte nur am Morgen, daß sie etwas geträumt hatte von Olaf, der so unbändig lachte, während sie weinen mußte, und von Thomas Raben, der wilde Augen dazu machte. Einen Zusammenhang konnte sie nicht mehr finden.

*

Herbststürme jagten über das Land. Den ganzen Tag schob der Nordwest die dicken, grauschwarzen Wolkenballen heran über die See, hinüber über den Deich, hinein in das Land. Die letzte Heuernte war kaum geborgen, die großen Ochsenherden nach Hamburg südwärts getrieben worden, da brach er heran über das Meer. Kam aus den unendlichen Wogengründen des Atlantik, hatte sich droben an den schottischen Inseln vollgesogen mit Nebel und eisiger Kälte, weil ganz erfüllt von Menschenhaß und Vernichtungswillen und faßte mit seinen harten, kalten Händen hinein in die Städte, riß an den Dächern, stieß gegen die Mauern, brüllte Wutgesänge an allen Türen und Fenstern. Man kannte den groben Gesellen an der Küste.

Alle Fenster waren mit Wattestreifen versichert, dem Zugwind zu wehren. Alle Dächer waren über Sommer geflickt, und die frischen, roten Ziegelecken leuchteten lustig zwischen den bemoosten Flächen auf. Alle Fischerboote lagen in den Prielen, schaukelten gemächlich, ließen sich aber auf gar keine Fluchtpläne der reißenden Wasser ein. Pfähle und Ketten waren von guter Arbeit.

Die Menschen redeten vom Dreschen, vom Obstdörren, vom Schweineschlachten. Man brachte die erste Stoppelgans auf den Tisch, und Frau Pastor Rottmann buk den ersten Apfelkuchen. Kann man irgendwo solchen Apfelkuchen backen wie in den Herzogtümern? Immer eine Schicht leicht mit Butter angeschmorte Äpfel und eine Schicht gestoßenen Zwieback, und jedesmal auf die Zwiebackschichten viel Zucker und lauter Butterflöckchen und viel, recht viel herrliches, dunkelrotes Johannisbeergelee. Und zu oberst noch einmal Zucker gestreut und Butter gelegt, und dann gebacken, daß alles zu einem herrlichen Etwas zusammenschmort. Kalt oder warm gegessen, er schmeckt immer wunderbar. Aber billig ist er nicht, besonders dann nicht, wenn man die guten Gravensteiner hineinbäckt, statt sie nach Hamburg zu verkaufen. Rottmanns hatten ein Dutzend der echten Gravensteiner Bäume, die nirgends so gut gedeihen, wie nahe der Küste; denn sie wollen Seeluft, um ihre Art zu haben; aber mochten die Kronen zentnerweise ihre Last tragen, verkauft wurde nicht ein Apfel.

„Wenn man es so gar nicht nötig hat," sagte Helene Jessen, die nur einen kleinen Bort voll von solchen guten Dingen behielt und alles andere dem Händler auslieferte. „Ehe sie mir verfaulen, nehme ich lieber bares Geld. Aber Siggelkow bezahlt jedes Jahr schlechter." Immerhin, als sie die Herbsteinnahme zählte, reichte es zu zwei Dutzend Handtüchern für Riekchens Aussteuer. „Sie wird ja nie heiraten. Sie ist ja so merkwürdig Männern gegenüber — aber immerhin, eine Mutter muß vorsorgen."

Bei Rottmanns liefen die Gören alle Tage mit Taschen voll Äpfeln. Man wußte nicht, wie Hans es machte, daß er nicht platzte; denn er kaute den ganzen Tag. Sie trugen aber auch in alle bekannten Häuser, und eines Nachmittags erschienen sie mit ihrem kleinen Handwagen und luden drüben bei Madam Eggers ab.

„Nicht, daß — und laß mir was schenken", sagte Madam Eggers zu ihrem Hauswirt. „Nein, verdien', ich alles ab. Mit Frau Pastorin ihren Hauben. Und näh' nu noch Taschentücher für die Kinder. Schenken laß ich mir nichts. Das kann ich nie vergessen, daß Eggers immer sagte: „Vornehm aussehen kann nicht jedwerein, Angeline. Aber vornehm denken kann jeden." Ob das 'ne alte Hose ist oder en Wagen Äpfel — mein Fiete und ich, wir bezahlen alles." Mit selbstzufriedenem Gesicht barg sie einen Korb nach dem andern in ihrem Keller.

„So, nun fahrt auch ordentlich zurück und werft Hans nicht wieder um, wie ihr das immer macht. I gitt, Gitta, wie sieht dein Taschentuch all wieder aus! Wischst dir woll die Schuh mit ab, nicht? Näh' ich sie dazu? Alle mit en Hohlsaum? Euer Mutter sollt sie euch annähen in'n Taschen. Ihr verliert sie doch man überall."

„Ich brauch' gar keins," sagte Hans. „Ich kann's mit den Fingern."

„Na aber, daß du — und schämst dich gar nicht, großen Jung! So was hat mein Fiete nie getan. Der hat all als kleinen Jung immer gewußt, was ein zu tun hat. Nu geht man. Und komm' noch rüber und bedank' mich und bring' Großmutter die neue Haube. Und Aenne ihre Schulmütze bring' ich auch."

„Ist die wieder so groß und dick?" fragte Aenne mißtrauisch. „Letzten Winter haben sie alle über mich gelacht."

„Da laß die dummen Gören man lachen. Das war 'ne schöne Mütze, die ich gemacht hab'. Konnt' sich 'ne Prinzessin in sehen lassen."

„Hast all mal 'ne Prinzessin gesehen, Mam Eggers?" frug Gitta.

„Dumme Deern." Sie warf die Haustür zu, die Kinder setzten Hans in den Wagen, die Schwestern ergriffen die Deichsel. Thomas Raben, der seit zwei Tagen wieder in der Post wohnte, rief sie aus dem Fenster an. „Wollt ihr einen Dreiling verdienen?"

Wann wollten sie keinen Dreiling haben.

„Hier ist ein Brief, nehmt ihn mit." Der Brief war an den alten Herrn und enthielt nur die Mitteilung, daß Herr Raben zu seinem großen Bedauern eilig zum Sechsjahrskoog hinaus müßte, da sei eine Landverhandlung. Daß er also erst abends gegen neun kommen und am Whist teilnehmen könnte.

„Süh", sagte Mutter Eggers drinnen zu Fiete, „was der nu schon — und gibt den Kindern seine Briefchen mit. Aber die schöne Ilse hat es nu mal mit dem Danske. Auf der Ressource hat er drei Tänze mit ihr getanzt. Nehmen tut er sie doch nicht, mein Fiete, denn hätt' er längst ernst gemacht. Und Georg Grützmann, der kommt auch man selten jetzt — na, die kann noch lange warten. Muß am Ende noch warten, bis einer kommt, an den sie jetzt noch lang nicht denkt." Seit einiger Zeit konnte sie ihre geheimen Hoffnungen nicht mehr ganz in der Stille herumtragen.

Fiete kniff den Mund zusammen. Sie sollte ihn mit solchen Reden in Ruhe lassen. Sie schmeichelten und regten auf, und er wußte doch, daß es nicht lange mehr währen würde mit ihren Hoffnungen. In keiner Weise. — Wie nahe aber der Sturm war, der ihren ganzen Herbstsegen fortfegte, das ahnte auch er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Siebenbrüder.

Von Otto Anthes.

In den Tagen vom 3. bis 6. Juni dieses Jahres begeht die freie und Hansestadt Lübeck die Feier ihrer 700jährigen Reichsfreiheit. Neben seiner ruhmvollen Geschichte besitzt Lübeck auch einen schier unerschöpflichen Schatz von Stadtsagen. Eine der schönsten sei hier in der Nacherzählung dargeboten.

Als die Lübischen einst ein Raubschloß zerstörten, verschonten sie von der ganzen Besatzung nur sieben unschuldige Knäblein, die sie an sich nahmen und die Siebenbrüder hießen, weil man's nicht anders wußte. Die übergab man einem ehrlichen Mann, der zu des Rats Reitern gehörte, damit er sie in Ehren erzöge und sie zu tüchtigen Kriegsgesellen bilde. Zu dem Ende wies man ihm in der Tilgenstraße, die jetzt die Aegidienstraße heißt, ein großes, wüstes Haus an, in dem es seit Menschengedenken nicht recht geheuer war, so daß niemand da wohnen mochte. Weil nun der Reiter darin mit den Knaben tagaus, tagein am Reiten und Turnieren, Hauen und Stechen war, davon allezeit ein arges Getöse entstand, so nannte man das Haus, auch in der Erinnerung an seine spukhafte Vergangenheit, die Hölle.

Nebenan lag ein anderes, ebenso großes Haus, das einem Ratsherrn gehörte, der in Geschäften der Stadt, damit er nämlich dem Kontor der Hansischen in Brügge vorstünde, lange Jahre abwesend war. Dem hatte sein Weib, als sie starb, sieben Töchterlein hinterlassen, die er bei seiner Abreise der Obhut eines alten Priesters befahl. Dieser wollte nun, um des Ratsherrn große Güter der Kirche zuzuwenden, daß die sieben Mädchen geistlich beschlossene Jungfern würden, ließ sie nie vor die Tür und übte sie ohne Aufhören in allerlei Gottesdienst. Weil man dergestalt aus diesem Hause allezeit nur singen und beten hörte, so nannte man's das Himmelreich.

Nun lag hinter Himmelreich und Hölle je ein großer Garten; zwischen den beiden Gärten aber war eine hohe Mauer. Wenn die Mädchen gegen Abend mit Singen und

Beten fertig waren, ergingen sie sich auf ihrer Seite, und dies war die einzige Freiheit, die der alte Priester ihnen gewährte. Drüben aber saßen, müde vom Hauen und Stechen, zur selben Stunde immer die Siebenbrüder im Grünen. Lange wußten die hüben und die drüben nichts weiter voneinander, als daß die einen stets den kriegerischen und die anderen den frommen Lärm von der Jenseite hörten. Es wuchs aber auf der Himmelreichseite ein schöner, starker Rosenstock in die Höhe, in dem wilde Tauben nisteten. Die machten mit der Zeit den Mörtel los, so daß eines Tages ein Stein aus der Mauer fiel und eine Öffnung entstand. Das älteste der Mädchen lief alsbald herzu, sah durch das Loch, und da sie die Buben gewahrte, rief sie: Juhu! Da kam der älteste der Siebenbrüder herbeigesprungen und grüßte das Mägdlein.

„Was macht ihr da?“ fragte sie.

„Oh!“ antwortete er, „wir sitzen hier und sind traurig, weil wir nun in die weite Welt reisen müssen, ein jeglicher auf sein Glück, und wissen nicht, ob wir je wieder zueinander oder sonstwo zu einer Heimat kommen werden.“

„Und wir,“ sagte das Mägdlein, „sind traurig, daß wir nicht hinausdürfen und die Welt uns so ganz verschlossen ist.“

Darüber zupfte das zweite Mädchen die Schwester am Zopf, sie wollte auch mal durch das Loch schauen. Ihr gesellte sich der zweite Bruder, und so ging es die Reihe hindurch, also daß jeder von den sieben Buben sein Mägdlein kriegte. Und als sie zu Ende waren, fingen sie wieder von vorne an, bis es Zeit war, zu scheiden, weil hier der alte Priester und dort der alte Reiter im Haus zu rumoren begannen. Zum Abschied schenkte jedes Mägdlein ihrem Herzgesellen einen schönen Goldpfennig mit dem Wappen ihres Geschlechts. Am anderen Morgen zogen die Brüder in alle Winde fort, die Jungfern aber blieben beschlossen wie zuvor.

Die Siebenbrüder — so nannten sie sich fortan auch selber, weil sie ihren eigentlichen Namen nicht wußten — dienten nunmehr als ehrliche Kriegsmänner in Rußland, Polen, Wälschland, Frankreich und Hispanien, der eine hier, der andere da, und wurden angesehene Hauptleute in verschiedenen Städten und Reichen. Als aber einstmals ein großer Tag zu Brügge gehalten ward, wo ein mächtiges Verbündnis gegen die Räuber aller Art, zu Lande und zur See, von den meisten Ländern und Örtern geschlossen werden sollte, traf es sich, daß die Siebenbrüder allesamt von ihren Fürsten und Herren dorthin abgeordnet wurden, um deren Sachen aufs beste wahrzunehmen. Und fanden sich auf diese Art nach vielen Abenteuern wieder, darob die Freude groß war. Es zeigte sich aber dabei auch, daß ein jeder von ihnen noch jenen Goldpfennig am Hals und das Mägdlein im Herzen trug, von dem er ihn verehrt bekommen.

Da nun zum Beginn der Tagung ein großes Fest auf dem Stadthaus war, ersah der lübische Ratsherr, der Vater der Mädchen, die Siebenbrüder, die in großer Rüstung und Zier allda auftraten; und verwunderte sich nicht wenig, an ihren Hälsen in güldenen Kettlein die sieben Pfennige zu erblicken, auf denen seines Geschlechtes Wappen geschlagen war. Er trat zu ihnen, fragte sie höflich und erfuhr alles. Freute sich in seinem Herzen so trefflicher Männer, die sich nichts Besseres wünschten, als daß sie seine Eidame würden, und schickte heimlich einen guten Diener ab, die Mägdlein nach Brügge zu holen.

Die frohlockten über die Maßen, daß sie aus dem Singen und Beten heraus und in die weite Welt kamen. Wurden aber bald inne, daß es für hübsche Mädchen ein eigen Ding ist, ohne einen ritterlichen Mann auf den Landstraßen zu fahren. Denn nicht nur, daß sie allenthalben von Neugier und zudringlicher Bewerbung belästigt wurden, — als sie Brügge bereits ganz nahe waren, überfiel sie ein großer Räuber, der jener Tagung zum Trotz etwas Außerordentliches im Sinn hatte, und schleppte sie auf sein Schloß. Der Diener aber entkam und brachte die Kunde nach Brügge. Da berief der Vater die Siebenbrüder zu sich und sprach zu ihnen: Liebe Herren, nicht nur mein Wappen ist in Gefahr, verunehrt zu werden, sondern auch meine sieben Töchter, auf denen allein meines Hauses Zukunft steht. Da ihr nun beides, Wappen und Mädchen, so lange Jahre auf euern Herzen getragen habt, so helft mir, daß ich wieder zu dem Meinigen und ihr zu dem Eurigen kommt! Denn dies und das ist geschehen, — und erzählte ihnen alles, was sich begeben. Da fuhren die Brüder wie der Wind in ihre Koller und Harnische, nahmen ihre Leute, zogen vor das Raubschloß, berannten es, töteten die Räuber und befreiten die Mädchen, die auch noch allesamt unversehrt waren, da sie sich, sieben an der Zahl, eine mit der anderen geschützt und verteidigt hatten. Die Mädchen hatten nicht sobald ihre Freier erblickt, als eine jede auch schon den ihrigen herausgefunden hatte und ihm um den Hals flog. Alle aber jauchzten unter Tränen und schwuren, daß sie von der weiten Welt genug und nur den Wunsch hätten, mit ihren Liebsten in die Heimat zu fahren. Nur die Jüngste, die ein Schalk war, sagte: „Er war ein schöner Mann, der Räuber, und wenn ich länger gehalten worden wäre —“

Aber ihr Liebster, der in Hispanien gedient hatte, legte den Arm wie ein eisern Joch um ihren Hals und sagte: „Wenn du so bist, werd' ich dich hinfüro halten wie die Mauren mit ihren Schätzlein tun, mein Süßes. Willst du es versuchen?“

Da lachte der Schalk und sprach: „Halt mich nur fest, mein Liebster, und ich will's dir danken.“

Inzwischen hatte der Ratsherr Sorge getragen, daß er sein Amt in Brügge einem andern übergeben durfte, und kehrte mit ihnen allen in die Heimat zurück, weil er wohl wußte, daß die gute Stadt Lübeck täglich tapferer Hauptleute bedürftig war. So haben die Siebenbrüder mit ihren Frauen lange Jahre in den beiden großen Häusern, dem Himmelreich und der Hölle, beieinander gewohnt, nachdem an der Stelle, wo die Tauben das Loch gemacht, eine schöne Pforte durch die Mauer gebrochen worden war. Drei von ihnen sind nacheinander zu Rat gekoren worden. Aber nur der Jüngste hat mit seiner Frau Liebsten Erben gehabt, zwei Söhne nämlich, deren einer auch zu Rat gesessen und der letzte seines Geschlechts in Lübeck gewesen; indes der andere Bischof in Schleswig geworden ist.

Der Friedensstifter.

Von Marie Gerbrandt.

(Nachdruck verboten.)

Ein zuwiderer Tag, wirklich! So schwül und drückend, schon seit dem Vormittag, und jetzt zog auch noch ein Gewitter herauf, was Herta immer nervös machte. Das heißt eigentlich: nervös war sie ja schon vorher gewesen, seit sie den großen Ärger gehabt hatte. Der junge Nachbar Hermann Falk hatte sich erlaubt, Hertas Terrier Tutt mit der Reitgerte zu züchtigen. Er stöbere die Rebhühnerbrut auf den Feldern auf und zerstöre sie aus reinem Übermut, hatte er gesagt. Schon mehrfach hatte er das behauptet, ohne es beweisen zu können. Herta müsse ihn besser erziehen, hatte er gemeint. Hatte Herta etwa nicht Tutt die Unart verboten, ja, ihm einige Klapse dafür erteilt? Mußte Herr Hermann Falk kommen und ihren Hund belehren? — O, der gräßliche Blitz! — Herta hatte gewiß den jungen Landmann, der erst seit kurzem den väterlichen Hof verwaltete, manchmal schon recht gern gehabt, aber dies verzieh sie ihm nie. Nie! — dabei hielt sie sich die Ohren zu, um den mächtig hallenden Donner nicht zu hören. Schon wieder ein Blitz! Und als stürze ein Stück des Himmelsgewölbes nieder, schlug der Donner hinterdrein. Herta war totenblaß geworden, sie zitterte vor Schreck. Tutt kam, matt den Schwanzstummel bewegend, zu ihr und hob die Schnauze zu ihr empor. Es wollte ihr seine Teilnahme beweisen, es ängstigte sich um sie, das gute Tier. Sie kauerte zu ihm nieder und streichelte es. O Gott, Striemen zogen sich über sein weißes Fell! So hatte er es mißhandelt, der rohe Patron. Wer kein Herz für Tiere hat, der ist kein guter Mensch. Und Herta war manchmal weich geworden, wenn er sie so warm ansah oder plötzlich in seine kräftige männliche Stimme ein Leben kam. Ihre Tränen flossen. Vorbei, vorbei! Die heutige Tat schied sie beide für immer.

In diesem Augenblick hörte sie draußen ein Geschrei: „Es brennt! Es brennt! Bei Weinligs hat es eingeschlagen!“ — Eine Sekunde lang lähmte sie Entsetzen, dann sprang sie auf und eilte ins Freie, gefolgt von Tutt, der seine Schmerzen vergaß. Das kleine Häuschen eines Handwerkers brannte lichterloh. Der Mann und seine Frau waren schon herausgestürzt — sonst wohnte niemand darin. Einige Neugierige standen neben ihnen auf der Dorfstraße, andere kamen hinzu. Herta lief an der Planke ihres Gartens entlang, dessen Bäume sie beschatteten, so daß sie näher an die Brandstätte herankommen konnte, als die anderen, die der Glut auswichen. Versichert waren Weinligs, das wußte sie bestimmt, und was sie etwa von Kleinvieh besaßen, befand sich auf dem Felde. Gerade, als sie dies dachte, traf ein kläglicher Laut ihr Ohr, der sich jammervoll und immer jammervoller wiederholte. „Das arme Tier!“ hörte sie die Leute sagen. Ja, dort auf der Wiese war eine Ziege an einen Pfahl gebunden und machte verzweifelte Anstrengungen, aus dem Bereich der sengenden Hitze zu kommen. „Der kann keiner helfen.“ — „die muß verschrägen*), bedauerten die Dorfleute: Herta lief zurück zur Gartenpforte, rannte durch den Garten und betrat jenseits die Wiese in der Hoffnung, an das gequälte Tier heranzukommen, aber ehe sie es erreichte, brannte die Glut so verzehrend auf ihre Augen, ihr Gesicht, daß sie innehalten und sich wenden mußte. Da — wer kam da gerannt? Hermann Falk, kein anderer. Wirklich — wegen der Ziege? O, daß es ihm doch gelänge.

*) Versengen.

Aber er würde ja innehalten, wie sie und — — Nein, er streifte nur halb den Rock ab, schob ihn hoch, so daß er seinen Kopf umhüllte und über der Stirn ein Dach bildete — und war schon neben der Ziege. Ein Ruck und der Pfahl war aus der Erde gerissen. Ihn hinter sich herschleifend, die Zunge lang heraushängend, stürmte das Tier in wilden Sprüngen davon, den Bäumen zu, die den Teich umstanden.

Mit leuchtenden Augen erwartete Herta den Nachbar, der auf sie zukam. „Na, bin ich ein „Tierstreifer"?", rief er lachend schon von weitem.

„Nein, nein, Sie sind ein edler Mensch. O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen tausendmal!"

Gern nahm er ihre ausgestreckten Hände und machte sich lange damit zu schaffen. „Tutt komm her!" sprach sie, um ihn abzulenken „Gib dem guten Herrn Pfötchen."

Tutt näherte sich ehrfurchtsvoll, und Falk ging auf diese doppelten Zeichen der Abbitte ein. „Also nicht wieder tun!" ermahnte er den Hund mit einem freundlichen Klaps, der diesem sichtlich große Genugtuung bereitete. Dann wandte er sich wieder zu Herta. — —

Die Beiden sind jetzt längst glücklich verheiratet. Und wenn sie mal aneinandergeraten, was bei ihrem beiderseitigen Temperament vorkommt, kann Herta ihm kaum zwei Minuten lang böse sein. Denn immer sieht sie dann ein Bild vor sich: wie ein von Qual erlöstes Tier in wilden Sätzen davonspringt und eine Fülle von Freude und Liebe durchströmt sie, wie damals, als sie's zum ersten Male sah und erkannte, daß Hermann Falk ein guter Mensch sei.

Die Rekordreise um die Welt.

In 30 Tagen.

Der amerikanische Schriftsteller und Journalist Mister John Goldstrom traf am 25. Mai, abends um 9 Uhr 50 Minuten, auf dem Flughafen Tempelhofer Feld in Berlin ein. Während seines kurzen Aufenthaltes in Berlin machte Mr. John Goldstrom Berliner Berichterstattern Mitteilungen über seine bisherigen Erlebnisse und seine künftigen Pläne. Er hat es unternommen, den bisherigen Rekord einer Reise um die Welt, der 35 Tage, 21 Stunden beträgt, zu brechen. Dieser Rekord datiert aus dem Jahre 1913.

Mr. Goldstrom will die Reise um die Welt in 30 Tagen zurücklegen. Er ist am 19. Mai, nachmittags 5 Uhr, mit dem Cunarddampfer „Mauretania" aus Neuyork abgefahren und hat sich verpflichtet, am 18. Juni nach Neuyork zurückzukehren. Die „Mauretania" hat die Reise über den Ozean in 5 Tagen durchgeführt. Der Kapitän hatte die höchste Geschwindigkeit befohlen, und so kam das Schiff sechs Stunden vor der fahrplanmäßigen Zeit in Plymouth an und setzte Mr. Goldstrom am 24. Mai dort an Land. Ein Sonderflugzeug beförderte Mr. Goldstrom nach dem Flugplatz Croydon, von wo er dann mit einem anderen Flugzeug die Reise nach dem Kontinent, und zwar zunächst nach Rotterdam, antrat. In Rotterdam hielt er sich eine Stunde auf, dann ging es mit demselben Flugzeug über Köln nach Berlin.

Am 25. Mai, ½10 Uhr abends, meldeten das Flugzeug seine Ankunft an. Auf dem Flugplatz Tempelhofer Feld flammte plötzlich ein riesiger Scheinwerfer auf und tastete den Horizont ab. Nach einigem Suchen kam das erwartete Flugzeug in den Bereich des Lichtes, um dann rasch im Flughafen niederzugehen. Zahlreiche Personen hatten sich eingefunden, um den amerikanischen Schriftsteller und Journalisten, der den Rekord der Reise um die Welt brechen will, zu begrüßen. Nach Mr. Goldstrom entstieg dem Flugzeug sein Pilot, Kapitän Olley, der einer der besten englischen Flieger ist und den Mr. Goldstrom in Croydon eigens für diese Reise gewonnen hat. Mr. Goldstrom fuhr sofort zur russischen Botschaft, wo die Paßformalitäten erledigt wurden, und begab sich dann in eines der großen Hotels Unter den Linden. Dort bestellten Mr. Goldstrom und sein Flieger ein Beefsteak, eine Flasche Rheinwein und ein Bad. An Schlaf war nicht zu denken. Auch scheinen die beiden Reisenden kein Bedürfnis nach Schlaf zu verspüren. Während der Mahlzeit ließ sich Mr. Goldstrom von den Berichterstattern ausfragen. Mr. Goldstrom erklärte, daß er, wie erwähnt, in 30 Tagen die Reise um die Welt machen will. Ferner will er die Möglichkeiten der Verwendung von Flugzeugen zum Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern und Kontinenten durch seine Fahrt überzeugend dartun. Als er in Berlin ankam, war er, seit er Neuyork verlassen hatte, 5 Tage 23 Stunden und 40 Minuten unterwegs. Die Kosten der Reise gibt Mr. Goldstrom schätzungsweise mit 7000 bis 10 000 Dollar an, doch meint er, daß sie möglicherweise diesen Betrag noch erheblich übersteigen könnten.

Um 1 Uhr nachts führte das Auto Mr. Goldstrom und seinen Piloten wieder nach dem Flughafen. Auf dem Tempelhofer Felde, Punkt 2 Uhr, erhob sich das Flugzeug, um die Reise über Königsberg nach Moskau anzutreten, wo es am 26. 5., nachmittags ½6 Uhr, eintreffen sollte. Von dort will Mr. Goldstrom mit dem Flugzeug nach Smolensk fliegen, und dort dann den transsibirischen Expreßzug, der am 25. 5., 6 Uhr 50 Minuten, Moskau verließ, einholen. Die transsibirische Bahn wird Mr. Goldstrom durch die sibirischen Steppen und die Mongolei nach Mukden tragen. Am 7. Juni gedenkt er in Jokohama zu sein, wo er den Dampfer erreichen will, mit dem er die Rückreise nach den Vereinigten Staaten anzutreten beabsichtigt.

Goethes Lebens- und Arbeitsweise.

Von Dr. Wehrmann-Bochum.

Goethe war ein Mensch, der besonders in seinen späteren Jahren ein Frühaufsteher war und daher auch abends früh zu Bett ging; er erfreute sich im Alter einer sehr rüstigen Gesundheit, und das produktive Arbeiten blieb ihm das Allernotwendigste, nur in sehr seltenen Fällen setzte er diese Arbeit aus. Die helle Tageszeit war ihm die liebste, während er des Abends geselligen Verkehr pflegte. Bei der Arbeit am Tage hatte er das dringende Bedürfnis, daß man ihn allein ließ und ihn nicht störte. Bei der Arbeit trank er stets Rheinwein; er selbst sorgte dafür, daß er einen guten Tropfen im Keller hatte; denn der gute Wein regte ihn wie nichts anderes zum Denken und Dichten an. Sehr bezeichnend sagte er von seiner Arbeitsweise:

„Laßt mich bei meinem Becher Wein!
Die stille Freude wollt ihr stören?
Mit anderen kann man sich belehren,
Begeistert wird man nur allein."

Es ging ihm anders als uns gewöhnlichen Sterblichen, die mehr nach dem Spruche leben:

„Wenn zur Neige geht die Sonnen,
Sei's dem Manne auch gegonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt."

So ist es die Lebensweise vieler, die nach des Tages Last und Müh' sich gern in froher Gesellschaft bei einem Glase Bier oder Wein stärken. Der Geruch des Tabaks aber war Goethe stets zuwider; und es war nur die Gedankenspielerei eines lustigen Zeichners, der Goethe mit einer langen Pfeife dasitzend darstellte in den Kreisen von Weimarer Spießbürgern, wie sie in einer gemütlichen Kneipe in Weimar saßen. Sonnenschein und frische Luft waren ihm notwendiges Lebensbedürfnis; aber wenn er mit seinem jungen Freunde Eckermann einen Ausflug machte, dann sorgte er stets selber dafür, daß einige gute Flaschen Wein mitgenommen wurden. So behielt er durch seine Lebens- und Arbeitsweise eine rüstige Gesundheit bis in sein hohes Alter, wie sie nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Und daher ist es die Kunst eines jeden, die Lebens- und Arbeitsweise für sich zu wählen, wie sie für ihn die beste ist. Wenn Goethe meint: „Andere verschlafen ihren Rausch; meiner steht auf dem Papier", so liegt darin eine tiefe Lebensweisheit, die natürlich nur für ihn galt, nicht für jeden anderen, die man aber doch auch gelten lassen muß, wenigstens für Goethe, der durch seine schöpferische Tätigkeit bewiesen hat, wie ihn der mäßige Genuß von Wein zum Schaffen befähigte.



Bunte Chronik



* **Strafanstalten zu verkaufen.** In England hat die abnehmende Kriminalität zur Schließung einer Reihe Strafanstalten geführt, die zum Teil in Obdachasyle umgewandelt wurden. Nachdem auch hier der Bedarf gedeckt war, wurden jetzt vier Strafanstalten zum öffentlichen Verkauf angeboten, für die sich bisher noch kein Käufer gefunden hat.

* **Fischfang mit dem Thermometer.** Neuere Versuche haben die bisherige Unsicherheit in der Feststellung der Stellen, an denen sich die Fische in besonders großen Massen ansammeln, aufgehoben. Es wurde ein besonders gebautes Thermometer benutzt, das in die See getaucht wird, und an der Temperatur kann man dann sehen, welche Art von Fischen sich in diesem Wasser aufhalten. Man hat für eine Reihe von Fischen bereits eine bestimmte Temperatur herausgefunden.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.